

Feuilleton.

Hymnus während der hl. Fastenzeit.

Zur Matutin

Laßt uns in diesen vierzig Tagen
Des Fastens Mühen willig tragen,
Wie, von der Kirche selbst bewährt,
Ein heiliger Gebrauch uns lehrt.

Die Schar der Väter und Propheten
Hat einst schon diese Bahn betreten,
Und Christus selbst, der Herr der Zeit,
Hat durch sein Beispiel sie geweiht.

So laßt uns denn vor allen Dingen
Zuerst für's Heil der Seele ringen;
Und in Gesprächen, Speis' und Wein,
Im Schlaf und Scherz enthalten sein!

Das nicht durch seine falsche Tücke
Der Feind der Menschen uns berücke;
Daß wir der Sünden Reiz entlich'n,
Die sicher uns zum Abgrund zieh'n.

Wenn vor dem Richter wir erscheinen,
Laßt uns der Reue Zähren weinen;
Zerknirscht laßt uns zu ihm geh'n,
Von Schmerz durchdrungen zu ihm fleh'n.

Wir sind des Bösen Pfad gewandelt,
Wir haben lasterhaft gehandelt;
Erbarmer! sieh' uns gnädig an,
Und laß Vergebung uns empfah'n!

Gib, daß nicht deines Name's Ehre,
Von uns gewandt, zu andern kehre:
Gedenke, daß wir Schwache dein,
Und deiner Hände Werke sei'n!

Bermehr' zum Guten unsre Liebe;
Entfern' vom Bösen unsre Triebe;
Damit uns jetzt und allezeit
Dein Gnaden-Angesicht erfreut!

Dir, Vater auf dem Himmelsthron,
Und deinem eingebornen Sohne,
Und deinem Geist der Heiligkeit,
Sei ewig Ehr' und Dank geweiht!

Die Einöder.

Erzählung aus der Vergangenheit
des Rünischen Waldes.

Von Anton Schott.

IX.

Fortsetzung.

Der Veri ist in einer verzweifelten
Stimmung. Schockschwerenot
und kein Ende! Das ist ihm
noch abgegangen!

Hat er den Bucherhof schon so baum-
fest in der Hand gehabt, jetzt schon keinen
Heller Schulden mehr, und die Monde
wären an den Fingern einer Hand ab-
zuzählen gewesen, nach Verlauf welcher
er einen vollen Tausender bar gehabt
hätte und eine saubere, rechtschaffene
Bäuerin dazu. Aber nein! Muß ihm
die Torheit widerfahren! Im Grunde
genommen ist's eine Torheit, eine haus-
hohe Torheit und der dümmste Streich
den einer anstellen kann. So ein Ge-
genstück fahren lassen und sich in eine
vergassen, die sonst nichts hat, als was
sie am Leibe trägt, das Leben und ein
notdürftig Gewand darüber! Kreuz-
tannenbaum!

Was tun?

Hat er in der lauen Herbstnacht so
ein wenig hinter der Hollerstaude ge-
fessen, die am Stabecke steht, hat sein
Pfeiflein geraucht und hinausgesehen
über das schier taghell beleuchtete Ge-
lände und hat so hin und her gesonnen
ohne Zweck und Ziel. Wie eins halt
so ohrt. Da ist die Diefel geschlichen
kommen, hat sich auf die andere Seite
der Hollerstaude gesetzt und hat ge-

schluckt und gewimmert wie ein kleines
Kind. Eine Weile hat er ihr so zuge-
loset, und gerade zwingen hat er sich
müssen, daß er nicht gleich hinüberge-
eilt ist zu ihr. Und da ist er sich
darüber klar geworden, daß er die Dirn
lieber hat denn seine Braut, viel lieber.
Er hätte sich eigentlich schon lange mit
dem Gedanken beschäftigen sollen, so
etwas wie ein Fünkchen hat schon lange
geglühst in ihm; es fällt ihm jetzt erst
auf. Aber wie es schon geht: Man
achtet des Fünkchens nicht, bis die
lichterlose Flamme mit Gewalt auseinan-
der schlägt. So ist es auch ihm ergan-
gen. Du verdamnte Geschichte! Und
sitzen hat er müssen und sinnen bis
gegen Mitternacht, weil die Dirn nicht
früher gegangen ist, und er sie nicht hat
schrecken wollen. Aber kaum daß sie
gegen das Leibtumhäusel hinübergeschli-
chen ist, hat er auch schon einen Sprung
um die Stabecke getan. Das Lied ist
ihm eingefallen, das der Großknecht sel-
besmal gesungen, gerade als sie weinend
dahergelaufen kam, und ehe er es sich
recht gewahr wird, singt er es auch schon
hinaus in die glückselige Nacht:

„Ich weiß's noch, wie heut
hat der Mond so hell g'scheint...“

So eine Mondnacht hat oft den leib-
haften Brand gesehen!

Am arbern Tage sinnt und strubelt
der Veri wie nicht geschiet. Hat er es
gestern Abend noch nötig gehabt, daß er
sich hinter die Hollerstaude gesetzt? Was
eins nicht weiß, sel brennt eins nicht,
und wenn er sich dessen nicht bewußt ge-
worden, daß er die Diefel lieber hat als
die Lene, so wäre er ein gemachter Mann.
Im Grunde genommen könnte ihn eigent-
lich dieses Erkenntnis nicht hindern, es
noch zu sein. Die Lene ist seine verspro-
chene Braut und zum Fasching ist Hoch-
zeit. Ja... wenn eben der Schinder
seine Hand nicht im Spiele hätte! Sei-
netwegen wäre es am wenigsten. Es
führt oft einer eine andere zum Altare,
als die, welche er hätte einführen wollen,
wenn es nach seinem Sinne gegangen
wäre. Bald hapert es hier, bald da,
bald ist er, bald sie zu klein, und oft auch
tut der leidige Troß das seine. Es muß
sich einer halt bescheiden in so einem
Falle. Seinetwegen wäre es also nicht.
Aber wegen der Lene ist es. Kann die
Dirn nicht verlangen, daß seine Lieb-
voll und ganz ihr gehört, wenn sie ihm
zum Altare folgt? Sie wird's hoffen
und sich dessen sicher fühlen. Und er...
betrügt sie, wenn er sie bei dem Glauben
läßt. Er ist nachher ein Betrüger, ein
schlechter Mensch, und wenn er sich sonst
auch vor niemand zu schämen braucht,
weil sonst niemand darum weiß, so muß
er sich doch vor sich selbst schämen. Und
das langt gerade für ihn.

Was also tun?

Ja, wenn er wüßte, für gewiß wüßte,
daß die Diefel auch ihn gern hat, so gern,
wie er sie, nachher gäb es nur einen Weg.
Den Hof ist er doch nur mehr so um die
Hälfte herum schuldig; er müßte halt
fortwerken, so gut und schlecht es geht.
Andere Bauern sind auch Schuldner,
nicht jeder hat bares Geld. Und wenn
es um und um fehlen würde und es nicht
gehen wollte; Er braucht auch den Hof

nicht. Wie viele Tausende wird es ge-
ben auf der Welt, die keinen Hof haben
und doch ihr Fortkommen haben und
glücklich sind dabei... Wenn aber nicht,
wenn die Diefel einen andern gern hat?
Was nachher? Hm! den Kopf reißt er
sich derentwegen auch nicht ab. Aber
eine widerliche Geschichte bleibt es all-
weit. Zum ersten muß er beichten, sel
ist gewiß. So und so steht es, muß er
zur Lene sagen, wenn Du Dich nicht da-
ron stößt, nachher bleibt es beim Alten.
Und wenn sie sich daran stößt? Nach-
her geht die Uhr erst recht. Nachher ist
es da nichts und dort auch nicht und...

Er findet sich gar nimmer recht hinaus.
So sinnt er den ganzen Tag und noch
einen, und am dritten trachtet er, daß er
mit der Diefel allein zusammen kommt.

„Ich hätt ein paar Wörtlein zu reden
mit Dir“ geht er sie an, als er sie vor
dem Leibtumhäusel auf der Gredbank
sitzend antrifft.

Sie sieht ihn groß an. Was kann er
mit ihr zu reden haben.

Ein Freund von langwierigen Reden
ist er schon von jeher nicht, und er rückt
auch da gleich mit der Farbe heraus.

„Diefel“, sagt er, „mußt mich nicht für
unrecht anschauen und mir nicht für übel
nehmen, was ich Dich frag. Möchtest
mein Weib werden?“

Sie schnellst vom Bänkechen empor und
will durch die Haustüre entfliehen.
Aber er vertritt ihr den Weg. „Sag
ja oder nein!“ fordert er.

„Du bist ja eh schon mit des Mirtl
Lene versprochen“, stößt sie hastig her-
aus.

„Sel schon. Aber ich hab es dieser
Tag erst eingesehen, daß ich Dich lieber
hab wie die Lene. Sag ja, und ich geh
auf der Stell zum Mirtl und richt die
Sach. Ich hab mir alles gut überlegt,
was ich tun will. Ich weiß, daß ich Dich
nicht des Geldes wegen zu freien brauch,
gerad weil ich Dich so gern hab, frag
ich Dich. Ich brauch kein Geld, und
wenn es gerad sein müßt, brauchte ich
auch keinen Hof. Diefel, sag ja!“

„Nein!“ schreit sie auf, als ob ihr,
wer weiß, was geschehen wäre. „Ich
kann nicht; ich mag nicht. Ich...
ich...“ Trostigen Blickes wendet sie
sich ab und geht über die Gred hinaus.

Der Veri sieht ihr eine Weile ganz
verblüfft nach. Dann nickt er ein paar-
mal stumm vor sich hin und schlendert
gegen den Hof hinüber. Du verdamn-
tes Dirnlein! Sie mag nicht, sie kann
nicht. Kreuzbataillon! Die Antwort
hätte er sich schon ersparen können, und
den Korb hätte er auch nicht gebraucht.

Den ganzen Tag geht er um, als
wäre er sich selbst spinnefeind, und an
allem hat er etwas auszustellen.

„Veri, drückt Dich was?“ fragt ihn
seine Mutter besorgt.

„Hm! Nein. Es hat einer öfter so
einen Tag“, weicht er aus. Aber gegen
Abend richtet er sich zusammen und geht
zum Mirtl. Er hat A gesagt, er muß
auch B sagen.

Die Leute müssen wissen, wie sie mit
ihm daran sind. Trägt ihm die Lene
deswegen nichts nach, in Gottes Namen
dann. Um ihn ist es nicht.

Aus dem Fenster des Leibtumhäusels

sieht ihm die Diefel nach, bis er den Weg
einbiegt, der gegen des Mirtl Hof führt.
Er geht also zur Lene. Wird er die
Sach richten, wie er gesagt? Aber was
sie denkt? Hat sie denn ja gesagt?

Sie drückt das Gesicht an die feuchten,
kühlen Scheiben und starrt ins Leere
hinaus. Sie hat nicht anders können.
Weiß sie, ob ihn die Lene nicht ebenso
gern hat, wie sie? Oder noch lieber?
Nein, dasselbe ist nicht gut möglich.
Lieber kann man einen Menschen schon
nicht mehr haben. Erst hat sie Erbar-
men gehabt mit ihm, daß er so ganz und
gar verlassen in der Welt steht, daß ihn
sogar seine Mutter und sein Bruder ver-
raten und verkauft haben. Dann hat
ihr sein stilles, stramm männliches Be-
nehmen Achtung abgenötigt, und dann
ist überlings die Stunde gekommen, wo
sie erkannt, daß es nimmer die Achtung
allein ist, was sie veranlaßt, mit seinen
Gehalten im Hofe zu arbeiten, sobald
sie halbwegs Zeit dazu hat, um in seiner
Nähe zu sein. Und von der Stunde an
ist sie nimmer zur Arbeit in den Hof
gegangen, wenn sie dazu nicht gebeten
worden ist. Wozu auch? Sie hat so
viel Verstand, um einzusehen, daß es
nicht sein darf. Der Veri ist mit des
Mirtl Lene versprochen, und auch, wenn
das nicht wäre, dürfte es nicht sein.
Er hat Haus und Hof, und er ist noch
ziemlich viel schuldig. Das ist einmal,
ja öfter geredet worden bei ihnen in der
Wirtsstube, und er braucht daher ein
Weib, das ein Heiratsgut mitbekommt,
sonst muß er davonlaufen von seiner
Sache. Und sie hat nichts, keinen Heller.
Und wenn er sie auch noch so gern hätte,
wie sie ihn... es darf nicht sein. Wozu
soll er ihretwegen von Haus und Hof
müssen? Wenn er es auch im Augen-
blicke nicht achten würde, später müßte
ihm doch dann und wann der Gedanke
kommen: Wer bin ich, und wer könnte
ich sein, wenn ich eine andere geheiratet
hätte? Nein! Es müßte gerade so
enden wie... bei ihren Eltern. Des-
wegen hat sie nein gesagt, trotzdem es
ihr hart genug geworden ist. Und wenn
ihm auch das Nein für den Augenblick
schwer gefallen, was ja immerhin mög-
lich ist, er kann es ihr noch einmal dan-
ken... Und sie? Wer hat denn nach
ihr zu fragen? Ob ihr etwas schwer
fällt oder leicht, ob sie weint oder lacht,
wer fragt danach, und wen kümmert es?

* * *

Auf des Mirtl Halmselbe binden sie
den zur Rüste ausgebreiteten Flachs
gerade in Bündel, als der Veri zu ihnen
kommt.

„Hast Du schon Feierabend?“ ruft
der Mirtl schon von weitem. „Oder
wilst noch sonst wo aus? Bei uns ist
es halt ein bißel später worden heute.
Das End hat hergesehen, und da haben
wir wollen nicht früher mehr anlassen.“

„Ich geh gerad nur zu Euch“, sagt
der Veri etwas verlegen. „Ihr könnt
mit zwei oder drei Gespannen kommen,
derweil helf ich der Lene die Bündel zu-
sammentragen.“

„Der Rat läßt sich hören“, lacht der
Mirtl. „Aber!... Daß Ihr aber die
ganze Zeit schwacht und tuschelt mitsam-
men, bis wir mit den Gespannen kom-“